

*(Kaschdrot verboten.)*

51

## Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

Wie lange, und der Tag war wieder am Wachsen! und mußte nicht über eine Weile der Frühling kommen? Da sollte nur die liebe Sonne scheinen wie heute; dann mußten die Wasser in den Furchen rieseln, und klingend und klirrend wollte er wieder mit dem Flug die Höhe heraufkommen hinter seinen breitrüdigen Braunen.

Das sollte ein anderes und ein rechtes Leben werden, in dem es nichts mehr gab von Stubenhocken und Trübsalbläsa.

Ei, da war ihm beim Sehen warm geworden, und er küpfte den Hut, indes er vor Augen die Lustbarkeit des Schaffens hatte, und Sorgen und Hoffnungen wie ehemals.

Nun ging er den Weg an seinem Jungholz entlang, und lieblosend streifte er mit der Hand die buschigen Zweige der jungen Fichten. Die hatte er alle gesetzt, Reihe an Reihe; und gingen sie ihn heute weniger an wie zu der selbigen Zeit?

Und warum?

Es wurde ihm fröhlich ums Herz, und beim Ausschreiten spitzte er, ohne es selber zu wissen, das Maul und pfiß einen alten Ländler.

Hügel auf und Hügel ab trugen ihn die Füße und wurden nicht müde; und da hatte er sich selber was vorgeredet vom Altwerden und merkte jetzt, daß es noch lange nicht so weit war.

Schpringt da Girsch über 'n Bach,  
Brod' eahm drei Treitt — aberi —  
Schöni gwaani (grüne), brauni Birnblatt  
Ab vo dem Baum . . .

„Och! Schormoar, wo aus?“ schrie ihn ein untersehter, rotgesichtiger Mensch an, der auf einem Seiteweg daher kam.

Es war der Viehhändler Treitter von Pestenbach, ein lustiges Mannsbild, voller Späße und mit einem gesunden Maulwerk begabt.

Er packte dem Schormayer gut zu dem fidelem Morgen.

„Ja, grüß di Good, Sinner! Bist du um an Weg?“

„Allawei. Ma muach si ja d' Hag'n weglassa, bis ma von ent g'scheerte (dammen) Spitzbuam was kriagt.“

„Mög'it was kassa?“

„Mög'n that i scho mög'n, aba finna fo ma net.“

„Muacht halt guat zahl'n, nacha geht 's scho.“

„Freili. Aha woß treibt denn di umanand? — Gost aa'r an Handel?“

„Na, i geh' grad amal hoo'gart'n (Besuch machen) auf Hochakammer ummi.“

„So, da geh' i a Trumm (Stück) mit dir; vielleicht fallt da'r a Geld aus'n Sack, daß i mir a Maß Bier lass'n ko.“

Nachdem sie eine Weile mit einander gegangen waren, fragte der Treitter: „Gel, dir is dei Wei g'storm?“

„Ja, vor guatding (reichlich) sechs Wochen.“

„Gost da scho wieda 'r an anderne aufganga?“

„Ja? A, was moanst denn?“

„Daß da wieda'r a reßhe (tüchtige) Bäurin nimmst, moan i.“

„I net, Sinner!“

„Den schang ol! Wie alt bist denn?“

„Bierauf's g.“

„Na, und i bi achtavierz'g, aba auslass'n thu'a'r i no lang net.“

„Wer red't denn vo dem?“

„I no allawei, Schormoar; und bei'n red'n bleibt 's ii.“ Schormayer blieb stehen und lachte herzlich.

„Du bist, scheint's a ganz a scharfa,“ sagte er, „aba 'r i moan', es kimmt nir g'scheidt's raus beim zwoat'n mal heireth'n.“

„Warum nacha? Schang mi ol! I hab aa scho 's zwoate Wei.“

„Aha de hostcht vor zehn Jahr g'heireth; dös is was anders.“

„Und hal mir de net bleibt, nimm i de dritt!“

„So was fo ma leicht sag'n.“

„Und thoa fo ma 's grad so leicht; und i ziag halt amal grad zwoaspännig, weil i 's g'wohnt bi. Und da G'ipaf is größer, hal ma'r a neu's Weibets hot. Des is mei Ansicht.“

„Dös sagst deiner M'n dahoam, vielleicht dalebst nacha aa'r an G'ipaf.“

„De? De woach des ganz g'nau. Und g'ragt hon i 's ihr aa scho oft. Bal's d' mir heut o'schiabst, hab i g'ragt, is morg'n an Erjat do. A bissel was hon i allawei in da Reserb.“

„Aha'r i hon halt nir.“

„O jessas, dös is schnell g'fund'n.“

„Mir is 's sucha z' lez, Treitter.“

„Da loast a bissel, fliag'n da grad g'nua zuawa.“

„I fo 's loast net; i ho 's meiner Lebtag it g'lern't.“

„So? No, i ho 's amal guat finna,“ sagte der Treitter und pfiß durch die Zähne.

Mit einemmal blieb er stehen, und indem er den Stock etliche Male auf den Boden stieß, machte er ein nachdenkliches Gesicht.

„Hergottsjaggerament! Jetzt fallt ma'r aba was eil!“

„Wos?“

„Du, Schormoar, muacht du auf Hochakammer ummi?“

„Wia's net, aba warum?“

„Du, paß auf, geh mit mir nach Weichs!“

„Was that i denn do drent?“

„Na, paß auf, laß da sag'n: grad G'ipaf halba geht mit!“

„I weg'n was?“

„Paß auf! Lus (hör) amal zua, was da'r i sag! In Weichs drent hon i a Basl, de Zimmerin, an Matthias Zimmer sei Wei; und vo dera selln a Stiasschweista is de Kaltnerin vo Inzemoos, und dera ihr Mo is vor an Jahr g'storm, vafestht? . . .“

„I vafestht di scho.“

„Paß auf, laß da sag'n: sie hat ihran Hof z'irümmert, hener an Girsch (Herbst); i bin selm beteiligt g'wen beim Z'irümmern und woach des Sach guat g'nua, und es jan ihr a so a fuszel'tausend Markl blieb'n, bis de Schuld'n weggahlt g'wen jan, vafestht? . . .“

„I vafestht di guat.“

„Jeha paß auf: de Kaltnerin is im Kaaf mit'n Ahenhofer vo Weichs, der a mitter's Sach beinand hot und vofassa möcht, und für sie waar 's it ung'leg'n, aba weil i' no net ganz beinand jan mit 'm Preis, hot sie si ei'loshiert bei ihra Stiasschweista, vafestht? . . .“

„I vafestht di scho.“

„Ja, geh umi mit mir und schang dir i' ol! Vielleicht g'fallt i' dir.“

„Ah wost! Des hot ja koan Wert ii.“

„Es brauch't ja koan z' hamn. Bal's nir is, host an G'ipaf g'habt.“

„Und 's G'red hon i aa überall'n, daß i auf d' Braut'schan geh.“

„Wer red't? Wos werd g'red't? Du brauchst ja nir z' sag'n, z'weg'n was daß d' umi ganga bischt.“

„A . . . nat!“

„Paß auf, laß da sag'n. Mir gengan do grad zu'n Zimmer; bei dem is mir zu'n Heireth'n dahoam, und net amal de Kaltnerin fo dös schmeda, z'weg'n was daß jeh grad du dakerkimmt.“

„De schmedt nir, bal i mit dir kimmt!“

„Wos nacha? I ho meiner Lebtag no koan vakuppelt.“

„Na . . . na, Treitter; des sell hot koan Wert ii.“

„Daß da sag'n: mir is ja wurscht, net? Ob's du no amal heirethst ober net, dös is mir ganz wurscht; aba weil mir jeh amal der Dickschurfi hamn, was liegt denn dro, bal's d' mit mir umi gehst? Gost net amal so weit wia'r auf Hochakammer.“

„I fo do des Weibsbild net zu'n Narrn halt'n! Wos soll i denn red'n mit ihr, bal i ja do koan Ernst net mach?“

„Mir redst! An Zimmer sein Stier schangst o, und bei dera G'legenheit schingelst (schielst) a bissel auf de Kaltnerin müber.“

„Aho vo mir aus! Grad daß d' an Ruach gibst, geh'n i halt mit.“

„Des is amal a Wort!“ Lobte der Treitter. „Nir was muacht denn du allawei dahoam spinna? D' Weiberleut o'schang'n is aa'r an Unterhaltung; und ma muach ja net all's kassa, was ma siecht.“

Da hatte er einmal das Richtige getroffen.

Für was sollte der Schormayer bloß immer die verdrossenen Gesichter daheim betrachten? Und wenn er auch auf keine Weise Weges daran dachte, sich unter'm Spazierengehen eine Frau zu suchen, so war es doch lustig, einer das Maul wässerig zu machen. Und für einen Mann zu gelten, der leicht könnte, wenn er bloß möchte, das war eine gute Abwechslung nach den letzten Wochen.

„A Quada bist scho,“ sagte er zum Tretter, „daß du glei wieder oane aufgabelt hätt'st für mi!“

„O mei Mensch! Bal's d' willst, sag' i dir glei a Duget.“

„Dehó!“

„Da is beim Eberl in Asbach oani, und beim Glas in Bruckberg waar aa foa z'widerne (zuwider), und da Prantner in Echhof hätt' an überstandige (überreife) Tochter, aba no quat bei'n Zeug, und da Sedlmoar von Arnzell . . .“

„Hör auf, sag' i! Mit dir kam i des ganz Bezirksamt aus.“

„Und no zwoa dazua. Mei Riaba, i kunnt für an Türkl an Schmuser (Vermittler) macha.“

„Für mi find'st aba do foani.“

„Bist halt z' hoakli (heikel). Aba, paß auf: wia viel Rinda hoscht 'n du?“

„Zwoa. An Duam und a Madl.“

„Sell is it viel.“

„Aba gnua.“

„San i' scho alle zwoa g'wach'n?“

„Da Bua is sieb'nazwanz'g und 's Madl drei Jahr jünga.“

„So? Ja bal's d' du net o'beißt, nacha kunnt i vielleicht für de was find'n.“

„Beim Madl bist vielleicht scho z'ipat dro.“

„Got sie scho oan?“

„Na. Aba grad heunt is sie aa'r auf da Schau.“

Und wie der Schormayer das sagte, blieb er stehen und fing zu lachen an.

„Grad heunt is sie auf Arnbach übri, und jekt hon i des nämliche G'schäft z' Weichs drent! De moant, i hod jekt da-hoam und laß mir vo da Zollbrechtin a Muaf tocha! Daweil laß i umanand und schay d' Weichsbilder o. Do kunnt'st barecka!“

Er lachte, daß ihm der Atem ausging.

Und dann schlug er dem Tretter, der seine Fröhlichkeit ohne Verständnis sah, auf die Schulter.

„Siehgt, Simmerl,“ schrie er, „jekt freut's mi erscht, daß i mit dir hinter an Weiberkitt'l herlass, und grad fidel muaf 's heunt wer'n. Und bal ins de oa net g'fällt, nacha renna mir wia d' Hund, bis ma'r an anderne z'weg'n bringa.“

„Wos hoscht denn auf oamal?“

„Mir hob i! Kreuzluschi bin i! Gergottsjaggerament, hot si dös scho austrossa, daß i heunt auf den nämlinga Markt treib' wia d' Urschulal Wer woaf, wer sei Viech schneller o'bringt? Ha . . . ha . . . ha!“

„Du damischer Tropf, was g'freut di denn a so?“

„De Dummheit g'freut mi . . . ha . . . ha . . . ha! Da-hoam, woacht d', hätten i' ma'r a Kindsmagd ei'gestellt, und dawei laß i bis Weichs an 's Kammafenschtal!“

„Dös basteh i net.“

„Brauch' 's net, Simmerl! Aba'r i basteh 's quat, wia dumm dös oft is, wenn was redt g'scheit sei möcht'. Und jekt bin i amal kreuzfidel, und Bier trinf'n mir heunt gnua!“

„Gilt scho!“ schrie der Tretter und lachte mit.

Der Schormayer schritt noch um eins lebhafter aus, und zwischen Husten und Nachen redete er vor sich hin! „Jekt kunnt 's glei ganz dumm geh' . . . ha . . . ha . . . ha . . . Du Ball'n (Erine) du dappigel!“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Volksseele des Zapfen Jos.

Von Rudolf Greinz.

Der Herr Oberlehrer Dr. Max Bunting hatte sein ganz besonderes Stedenpferd. Das war Ethnologie und Völkerverpsychologie. Schon seit geraumer Zeit trug er sich mit dem Plane, die österröschischen Alpenländer zu bereisen und dort aus eigener Anschauung Sitten, Gebräuche und Menschen kennen zu lernen.

Der Volksseele wollte er dort nachspüren in ihren intimsten, urwüchsigsten und edelsten Aeußerungen. Er brauchte Menschen, die noch gar nicht von der Kultur beledt worden waren.

Mit Tirol, diesem Eldorado ursprünglichen Menschentums, wollte er den Anfang machen. Er beschloß, eine Osterreise nach dem

„heiligen Land!“ zu unternehmen. Wenn die Natur draußen wieder erwachte, wenn es auf Bergen und Höhen schneefrei zu werden begann und gleichzeitig das alte kirchliche Fest vor der Türe stand, da mußte doch auch die Volksseele ihre besonderen Feiertage haben und ihre Schwingen um so mehr entfalten. Der Herr Oberlehrer war immer ein gutes Stück Schwärmer gewesen.

Abseits von den Bahnstrecken und Reichsstraßen wollte er seine Forschungen zu dem projektierten größeren Werk über die Volksseele der Alpenländer beginnen.

Es war heuer spät Ostern. Von dem Frühling zeigten sich daher überall schon deutliche Spuren. An den Hauptadern des Verkehrs in Tirol, in Innsbruck, dann namentlich in Südtirol, Bozen, Klausen, ganz abgesehen von dem Weltkurort Meran, wogte bereits der Fremdenstrom.

Das konnte der Oberlehrer aber alles nicht brauchen. Da war für ihn keine Urwüchsigkeit mehr zu finden. Da war die Volksseele entweder schon längst gestorben oder schlief sogar zur Osterzeit, wo sonst alles auferstand, einen tiefen Dornröschenschlaf.

Endlich landete Dr. Bunting in einem kleinen weltfernen Dörfli im Buntschgau droben, das auch während der sommerlichen Hochsaison völlig abseits vom Fremdenverkehr lag.

Die Wirtsleute des einzigen Gasthauses, das überhaupt im Orte war, machten große Augen, als sich der Herr Oberlehrer nach einem Fremdenzimmer erkundigte.

„Wir sein nit eing'richtet auf Fremde!“ meinte die Wirtin, ein älteres, schüchternes Weibele, verlegen. „Da müaß't schon auf Naturus oder Staben abigiah'n!“

„Das will ich aber nicht!“ sagte der Oberlehrer und schaute sich hochbefriedigt in der kleinen, niedern Wirtsstube um. „Jegend ein Zimmer werden Sie mir schon zurechtmachen. Eine Kammer tut's auch.“

Droben im ersten Stock, gerade über der Wirtsstube, war ein Zimmer, das man für etwaige Verwandte oder Bekannte als Gastzimmer bereit hielt. Das bekam der Fremde.

Abends beim Essen war der Herr Oberlehrer der einzige Gast in der Wirtsstube. Der Wirt und die Wirtin setzten sich abwechselnd zu ihm, um ihm Gesellschaft zu leisten. Eigentlich bedeutete der Fremde eine Störung für die einfachen Wirtsleute. Und gerade ausgerechnet heute am Karfreitag hatte er daher kommen müssen, wo es auf Ostern ohnedies noch so viel zu richten und zu putzen im Hause gab.

„Sagen Sie mal,“ erkundigte sich der Oberlehrer einigermassen erstaunt bei dem Wirt, „kommen denn hier abends keine Gäste zu Ihnen? Ich meine Bauern und Bauernburschen aus dem Dorf und von den Berghöhen?“

„Naa. An an Werktag nit. Dös is bei uns nit der Brauch. Rei (nur) an an Sonntag oder Feiertag. Sonst nit.“

„So?“ machte der Herr Oberlehrer nachdenklich. Er war noch ein jüngerer Mann, groß und schlant und von sympathischem Aeußern. Ein starker, blonder Vollbart gab seinem Gesicht etwas Würdevolles. Der Wirt dagegen war schon ein älteres Mannl, sehr ergaut, mit glattrasiertem Gesicht und von dergebungener Figur. Eine trübe Oellampe, die über dem runden Tische im Herrgottswinkel hing, beleuchtete nur spärlich die kleine, getäfelte Wirtsstube.

„Ich möchte gerne Bauern kennen lernen!“ erzählte Dr. Max Bunting dem Wirt, nachdem die beiden eine Weile stumm dagesessen waren. „Wissen Sie, Bauern, richtige Bauern, die womöglich noch nie in einer Stadt gewesen sind. Gibt es denn die hier?“

„Ei woiß! Geben tuat's es schon!“ sagte der Wirt nachdenklich. „Am Berg droben da is oaner. Den Zapsen Jos hoscht man ihn. Der kommt nit amal alle Sonntag auf Tschars in die Kirchen. Geht lei da bei uns in die Mess' und weiter wia auf Schlanders is der amal g'wis seiner Lebtag nit kommen.“

„Nicht einmal nach Meran hinunter?“ frug Bunting mit dem größten Interesse.

„Naa. Nit amal nach Meran!“ bestätigte der Wirt. „Nach Schlanders geht er lei wegen dem Steuernzahlen.“

„Und hat der Mann auch was erlebt?“ frug der Oberlehrer. Der Wirt sperrte einen Moment verwundert seinen bartlosen Mund auf. „Erlebt? Ja freilich. Erlebt hat er viel, der Jos. Erst vorig's Jahr sein ihm drei Kälber hin worden.“

Der Fremde mußte lachen. „So war's nicht gemeint. Ich glaubte, ob er was erzählen kann. Was Selbsterlebtes!“

„Ah ja! Erzählen kann der grad' g'nuag, der Jos, wenn er's Maul auftuat!“ sagte der Wirt.

„Da muß er wohl ein bißchen bezech't sein, was?“

„Wenn der an Raucha hat, red't er gar nig. Da fangt er z' rauhen an!“ erklärte der Wirt.

„Raufen? Ausgezeichnet!“ rief der Oberlehrer ganz begeistert. „Der Zapsen Jos wird gleich morgen aufgesucht. Sie geben mir dann noch genau den Weg an!“

Als der Wirt etwas später als gewöhnlich in seine Schlafkammer ging, sagte er schau und mit unterdrückter Stimme zu seinem Weib: „Du, Gesa, paß' auf, der Herr droben is narret. Morgen will er extra auf'n Berg aufi giah'n und den Zapsen Jos anschau'n!“

„Den Zapsen Jos anschau'n?“ verwunderte sich die Wirtin. „Was d' nit sagst! Siehst, i hab mir's glei denkt, daß es bei dem rappelt (verrückt ist), weil er si einbildet hat, er müaß' bei uns a Zimmer haben! Als wenn sie drunten in Naturus nit Zimmer

g'nua hätten für dö Heerrischen! Na, aufer (herauf) muoz er kommen, der Joch (Kerl), und uns auffhalten bei der Arbeit!"

"I bitt' di, sei stad!" warnte sie der Wirt. "Boacht, mit dö Narreten is nit zu spassen!"

Es war ein herrlicher Ostersamstag, als sich der Oberlehrer auf den Weg zum Zapfen Jos machte. Die Sonne funkelte über dem Tal und warf ihre breiten Lichtbalken über die Höhen.

Den Zopfenhof, zu dem es gut zwei Stunden Weges war, konnte man vom Garten des Wirtshauses ganz prächtig sehen. Hoch droben auf dem Berge lag er. Drei Höfe waren da nebeneinander. Jeder ungefähr zehn Minuten von dem anderen entfernt. Der höchstgelegene von den dreien gehörte dem Zapfen Jos.

Auf den steilen Bergsteigen machte es Dr. Bünting schon ganz gehörig schwitzen. Trotzdem befand er sich in einer feierlichen Stimmung. In dieser herrlichen Natur mußte ja die Volksseele zu ungeahntem Keimen und Blüten erwachen. Nur von ihrer rauhen Schale mußte man sie befreien, um dann gleich darunter leuchtendes Gold zu finden.

Der Zapfen Jos machte große Augen, als er den Oberlehrer knapp vor Mittagzeit in seine Stube treten sah. Es kam fast nie vor, daß sich auf diesen Berg herauf ein Fremder verirrete. Der Zapfen Jos, ein starker Mann, war schon ein guter Siebziger. Man sah ihm aber sein Alter gar nicht an und hielt ihn höchstens für anfangs Sechzig. Sein Haar war allerdings schneeweiß. Ebenso die Bartstoppeln in dem dicken, kräftig gefärbten Gesicht.

Der Jos sah gerade auf der Ofenbank, den abgetragenen spitzen Hut, der mehr grün als schwarz war, auf dem Kopf und rauchte aus einer kurzen Stummelpfeife.

Es war ein fürchterlich überkriechendes Kraut. Der Oberlehrer, der Nichtraucher war und den Tabaksgeruch ohnedies nicht leiden konnte, bekam gleich beim Eintritt in die Stube einen Hustenanfall.

"Brüß' Gott, Vater!" begrüßte der Fremde den alten Bauer. Sind Sie der Zapfen Jos?"

"Joal!" sagte der Jos breit und qualmte ruhig aus seiner Pfeife weiter. Wie eine Statue sah er da, ruhig und gleichgültig, als wäre die Anwesenheit des Oberlehrers hier droben etwas ganz Selbstverständliches.

"Darf ich ein wenig Platz nehmen bei Ihnen?" frug Dr. Bünting höflich. Er bemühte sich, recht deutlich und klar zu sprechen, damit der Alte ihn auch gut verstehen konnte.

"Joal!" sagte der Jos und rauchte ruhig weiter.

Der Oberlehrer sah sich ein wenig in der geräumigen Stube um. Ganz düster und niedrig war sie. Ein größerer Mann konnte kaum aufrecht stehen drin. Die Fenster waren winzig klein und hermetisch verschlossen. Im Herrgottswinkel in der Ecke war der runde Tisch gedeckt. Eine große, ruhige Musspanne stand in der Mitte des Tisches.

"Sie halten wohl gerade Ihr Mittagsmahl?" fragte der Oberlehrer.

"Joal!" sagte der Jos trocken.

Jetzt kamen auch die andern in die Stube. Ein jüngerer Bursch und zwei ältere Weiber. Neugierig und schein schauten sie auf den Fremden hinüber. Nur der Bursch grüßte.

Ohne ein Wort zu sagen, erhob sich der Zapfen Jos, klopfte seine Pfeife aus und ging gemächlich zu den andern, die um den Tisch standen. Der Alte sprach laut das Tischgebet. Dann aßen die vier und unterhielten sich untereinander in kurzen Sätzen, von denen der Herr Oberlehrer kein Wort verstand. Es klang ihm wie eine fremde Sprache.

Dr. Max Bünting sah allein und unbeachtet auf der Ofenbank. Als das einfache Mahl zu Ende war, näherte er sich dem Herrgottswinkel und eröffnete aufs neue die Unterhaltung mit dem Zapfen Jos.

"Das ist wohl Ihr Vaterhaus, wie?" fragte er den Alten.

"Joal."

"Und der junge Mann Ihr Sohn, nicht wahr?" deutete er auf den stattlichen Burschen, der nun nach vollendeter Mahlzeit den Blechöffel an dem groben, hausgewirkten Tischuch abwischte und ihn in einen Holzrahmen steckte, der an der braungetäfelten Wand angebracht war.

"Joal!" machte der Jos und wischte ebenfalls seinen Löffel am Tischuch ab.

"Haben Sie beim Militär gedient?" erkundigte sich nun der Oberlehrer bei dem jungen Burschen.

"Na. I bin frei kommen, weil's mi dahoam braucht haben!" sagte dieser entschieden freundlicher als sein Vater. Der Zapfen Jos sah den Fremden mißtrauisch an. Der Bauer ist immer mißtrauisch, wenn sich ein Fremder um seine Familienerhältnisse erkundigt.

"Wo kommt's denn ös (Ihr) her?" fragte der Jos nun ganz unermittelt den Professor.

"Aus Hamburg."

"Is dös weit?"

"Ja, sehr weit. Eine große, große Stadt."

Der Jos und der Oberlehrer waren nun wieder ganz allein in der Stube. Der Alte setzte sich auf seinen Lieblingsplatz, die Ofenbank, und zündete sich etwas umständlich sein Pfeifl an.

"Ich bin Professor!" erzählte nun Bünting.

"A G'studierter!" machte der Alte geringschäßig.

Der Oberlehrer tat, als bemerkte er es nicht.

"Ja!" bestätigte er. "Und ich interessiere mich für die Bauern. Namentlich für solche Bauern, die wenig in der Welt herumgekommen sind. Man erzählte mir, Sie seien noch nie in einer Stadt gewesen. Ist das so?"

"Luifl no amal einil!" sagte der Alte verächtlich. "I möcht' wissen, was i bei dö heerrischen Jöck' (Kerle) g' tuan hätt'!"

(Schluß folgt.)

## Wespen.

Von E. Schenking.

Das eifrige Studium, das man den Honigbienen und gemeinen Wespen gewidmet hat, hat die Aufmerksamkeit fast abgelenkt von dem einsam lebenden Arter derselben Gruppe. Und doch sind diese nicht weniger interessant und eigenartig in ihren Lebensbetätigungen. Auch die Sorge um ihre Nachkommenschaft ist bei ihnen in hohem Grade entwickelt und hat ihnen Eigenschaften anezogen, die ebenso bewundernswert sind als die ihrer hochgepriesenen Verwandten.

Besondere Beachtung verdient die Lehmwespe, die den ganzen Juni hindurch für ihren Nachwuchs schafft und arbeitet. In irgend einer Lehmwand bohrt das Insekt zuerst mit seinen Kiefern ein Loch von etwa zehn Zentimeter Tiefe. Das herausgeschaffte Erdreich wird aber nicht beiseite geschafft, sondern mit Speichel benetzt und durchknetet. Am Eingang des Bohrloches beginnt nämlich die Wespe ein Rohr anzulegen, das mit der Zunahme des kleinen Tunnels wächst und sich bogenförmig nach unten krümmt. Der Zweck dieses Rohranfanges ist noch unbekannt. Nach der Herstellung der Wohnung begibt sich die vorsorgliche Mutter auf die Jagd, um für die zukünftige Nachkommenschaft den nötigen Lederbissen einzutragen. Aber auch hier betätigt sich die mütterliche Sorgsamkeit in glänzender Weise. Die Wespe tötet nämlich die erbeuteten Blattläuferlarven nicht, sondern sie betäubt sie nur durch Stiche an ganz bestimmten Stellen. Der Larvenbrut steht so frische, nicht in Verweilung übergegangene Nahrung zu Gebote. Die betäubte Larve umfaßt die Wespe zunächst und drückt sie fest an die Brust, dann erhebt sie sich und trägt ihre Last im Fluge nach dem Rohrbau. Hier erfährt sie die Larve beim Kopfe und zieht sie, auf ihr reitend, in den Bau hinein, wo sie sie im hintersten Raum an die Wand drückt. Aber damit ist für den Wespennachwuchs noch nicht genug gesorgt. Bis zu zehn Larven trägt die Mutterwespe herbei, die sie sauber nebeneinander lagert, und legt nun erst ihr Ei ab. Jetzt wird auch die Oeffnung des Baues geschlossen.

Ein jedes weitere Ei erfordert dieselbe Unsumme von Arbeit und Hingabe. Die Made der Wespe schlüpft schon nach wenigen Tagen aus und zögert nicht, sich an der reichbesetzten Tafel zu laben.

Der Mutterliebe der Wespen und Bienen singt der Naturforscher Fabre ein beredtes Lob. "Das Weibchen," sagt er, "ist die Mutter, hoh die Mutter, die unter der Erde die Galerien und Zellen gräbt, den Lehm knetet, um die Vogen zu befestigen, die Wohnstätten aus Zement und Sand mauert, das Holz ausbohrt und den gewonnenen Bohrkanal in Geschosse teilt, Scheibchen aus Blättern schneidet und Honigtrüge aus ihnen formt, die von den Wunden der Fichten gesammelten Harztröpfchen durcharbeitet, um in den weiten Räumen eines Schneckenhauses Kuppelgewölbe daraus zu bauen, die das Wild jagt, es lähmt und zur Wohnung schleppt, den Blütenstaub sammelt, den Honig in seinem Kropfe darstellt, das Futter aufspeichert und durcheinander rührt. Diese harte Arbeit, so gebieterisch aufstrebend und dabei so endlos, von der das ganze Dasein des Insekts abhängt, fordert, das ist klar, eine Körperkraft, die für die Männchen ganz nutzlos wäre.

Ein wunderbarer mütterlicher Instinkt ist es, daß die Wespen- und Bienenweibchen im voraus das Geschlecht ihrer Nachkommenschaft kennen, die sie in den Eiern ablagern. Da nämlich die Weibchen weit größer als die Männchen sind, so baut die Mutter jenen eine größere Zelle und versieht sie mit reichlicherem Futter als die der letzteren.

Eine Bienenbiene legt oft ihre Eier in alte vorjährige Zellen. Aber stets beobachtet sie das Verfahren, daß sie die weiblichen Eier in die größeren, männliche Eier in die kleineren Zellen verteilt. Ist jedoch die Weibchenzelle so weit abgebrockelt, daß sie nur noch so groß als eine Männchenzelle ist, so legt die Biene in sie stets ein männliches Ei.

Gewisse Bienenarten ordnen ihre Zellen reihenweise in einem hohlen Stengel oder in ähnlichen röhrenförmigen Körpern an, wobei die zuerst erbauten Zellen, die am weitesten vom Eingange entfernt sind, immer Weibchen, die zuletzt angelegt und dem Eingange näheren Zellen immer Männchen enthalten. Der Grund dieser Anordnung ist der, daß die Männchen etwa 14 Tage vor dem Weibchen austreten und deshalb auch eher den Ausgang gewinnen müssen. Aber die Biene legt nun nicht etwa zuerst alle weiblichen und dann alle männlichen Eier, sondern sie erbaut gewöhnlich nacheinander mehrere Röhren, und immer findet sich bei diesen die erwähnte Anordnung der Zellen.

Der Schweizer Gelehrte Kofel zeichnete eine Biene, deren Tätigkeit er studierte und ließ sie einige, passend hergerichtete Glasröhren beziehen. Vom 1. bis 16. Mai baute sie in der einen Röhre acht

Zellen, erst fünf weibliche und drei männliche, vom 10. bis 17. errichtete sie in einer zweiten Höhle zuerst drei weibliche und darauf drei männliche, am 26. in einer dritten bloß eine weibliche und vom 26. bis zum 30. in einer vierten zwei weibliche und drei männliche Zellen.

Man hat vermutet, daß die Nahrungsmenge, die herbeigetragen wird, nicht nach dem Geschlecht bestimmt wurde, sondern daß umgekehrt die Masse der Nahrung auf das Geschlecht von Einfluß wäre. Weibliche Nahrung würde also weibliche, spärliche Speisung männliche Wien hervorbringen. Fabre hat diese Frage durch ein Experiment zu beantworten gesucht. Er fand, daß, wenn er aus einer Weibenzelle einen Teil Futter nahm, die daraus hervorgehende Biene doch ein Weibchen war, aber ein Stümmerling, wenn er aber in eine Männchenzelle Futter hinzugefügt hatte, ging aus der Larve doch ein Männchen hervor, aber ein sehr großes und schönes Exemplar.

Derselbe Forscher stellte noch einige andere Versuche an. Er brachte eine große Menge von Nektars der in Rede stehenden Wienart ins Zimmer. Als die ausgebildeten Insekten ungefähr zum Ausfliegen bereit waren, brachte er vor ihnen eine Anzahl von Glasröhren an, die die Wienen gern benutzen und in denen sie ihre Zellen anlegten. Um nun die gewöhnliche Reihenfolge zu unterbrechen, daß nämlich die weiblichen Zellen im Hintergrund, die männlichen Zellen nahe am Eingang erbaut wurden, so hatte er seine Röhren so eingerichtet, daß jede aus zwei verschiedenen Abschnitten bestand, deren vorderer weiterer einen Durchmesser von 8-12 Millimeter hatte, was Raum genug für eine Weibenzelle gibt, während der hintere engere Abschnitt nur einen Durchmesser von ungefähr 5 Millimeter besaß, was für ein Weibchen zu eng, für ein Männchen gerade weit genug ist. Die Männlichkeitsverhältnisse waren also gerade umgekehrt, als sie die Wienen in der Regel für ihren Bau benötigen, und die Tiere wurden dadurch in eine schwierige Lage gebracht, indem sie ihrem natürlichen Triebe nicht folgen und am Ende der Röhren keine Zellen von genügender Größe für Weibchen bauen konnten.

Das Verhalten der einzelnen Wienemütter gestaltete sich nun verschieden. Manche trennten den engeren Abschnitt durch eine Quermauer ab und benutzten bloß den vorderen, andere, denen es gewissermaßen gegen die Natur ging, eine günstige Gelegenheit von der Hand zu weisen, bauten auch in den engen Teil der Röhre, und unter diesen Umständen enthielten abweichend von der sonst allgemein gültigen Regel die hinteren und zuerst angelegten Zellen Männchen.

Fabre schließt hieraus, daß die so bevorzugten Insekten nicht nur das Geschlecht des Eies kennen, das sie zu legen im Begriff sind, sondern daß sie es nach ihrem eigenen Willen tatsächlich bestimmen können.

Eine eigentümliche Methode für ihren Nachwuchs zu sorgen besolgt eine andere wilde Wespenart. Diese Wespe hat ihr Wesen vorzugsweise in Kieferwäldern, wo sie eifrig auf die Larve der gemeinen Stiefelblattwespe Jagd macht. Hat sie infolge ihres regen Spürsinn ihr grünes Leutenstüd erpäßt, so huscht sie gewandt heran und hängt trotz abwehrenden Umhersehens an das Jagdtier mit einem Hälchen ein Ei. Zur gegebenen Zeit spinnt sich die Larve in ein tomenförmiges Gehäuse, das natürlich auch den Schmarotzer in sich birgt, um zu überwintern. Während dieses Ruhestadiums kriecht aber die Wespenlarve aus und beginnt voller Umdant seinen Wirt im wahren Sinne des Wortes auszulaugen, von dem zuletzt nur noch ein zusammengeschrumpftes Häutchen in seinem eigenen Hause übrig bleibt, das außerdem noch von dem Schmarotzer zur Anlage seines Gespinnnes benutzt wird. Im nächsten Frühjahr kriecht dann durch ein seitwärts des Scheitels genagtes Loch die Wespe aus dem Gehäuse heraus.

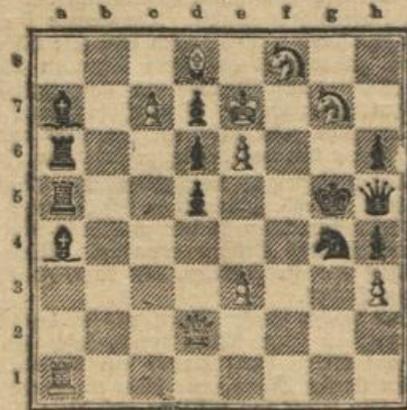
### Kleines feuilleton.

#### Physikalisches.

Der Eiffelturm als Thermometer. In der jüngsten Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften erstattete der Subdirektor des Internationalen Bureaus für Gewichte und Maße M. Guillaume Bericht über eine Reihe von außerordentlich interessanten Experimenten über die seitlichen Bewegungen des Eiffelturms, die durch die Witterung und ihre Veränderung hervorgerufen werden. Der Gelehrte führte aus, daß der Eiffelturm in der Tat ein richtiger Thermometer sei. Die Versuche erstreckten sich auf die genaue Feststellung der Zusammenziehung und Ausdehnung der Eisenmassen, aus denen der Turm errichtet ist. Mit Hilfe eines unveränderlichen Drahtes aus Eisen und Nickel, der von dem Fuße des Turmes mit dem zweiten Stockwerk verknüpft ist, konnten alle Dehnungen und Schrumpfungen des Eisengerüstes genau festgestellt und auf einem Zifferblatt registriert werden. Auf diese Weise erlangt der Gelehrte Tag für Tag ein vollkommenes Diagramm, das den Einfluß des Wetters auf den Turm wiedergibt. Eine Wolke, die über die Spitze zieht, ein plötzlicher Windstoß oder ein unerwartet durchdringender Sonnenschein gibt sich sofort in dem Registrierapparat kund und verkündet ein mehr oder minder starkes Steigen oder Sinken des Turmes. Ein Regenschauer bringt sofort eine Zusammenziehung des ganzen Gerüsts mit sich.

## Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.  
Sachhouse.



2 ♠ (1 ♠ - 1 ♠ ♀)

Schachnachrichten. Mitte Juli beginnt das internationale Meisterturnier des Deutschen Schachbundes in Breslau. Unter den Teilnehmern nennt man: Dunn, E. Cohn, Durak, Marshall, Driesel, Salve, Schlechter, Spielmann, Teichmann und Dr. S. Larrach. — Sofort nach Beendigung des Breslauer Turniers ist ein kleineres Meisterturnier in Stockholm vorgesehen, in dem nicht skandinavischen Schachgroßen die Teilnahme von G. Marco und Spielmann zu verzeichnen ist. Endlich wird im August in Wilna ein nationalrussisches Meisterturnier stattfinden, das wegen der Stärke der Teilnehmer mit internationalen rangieren kann: Rubinstein, Niemzowitsch, Bernstein, Alapin, Salve, Duz-Chotimirski, Rabinowitsch u. Wellisch (von Papangelegenheiten abhängig) auch Janowski und Alapin. — Mit dem Wilnoer Kongress ist auch ein internationales Hauptturnier für Nichtmeister verbunden, zu dem Hauptturnierspieler aus Deutschland willkommen sind. Beginn 4. August (22. Juli). Anmeldungen bis 14. (1.) an Ingenieur M. R. Prokajow, Wilna, Schachklub, Wilnastraße 8.

#### Damengambit.

Am 20. Juni in Baddeck gespielt.

G. Maroczy, J. Marshall.

- 1. d2-d4 d7-d5
- 2. c2-c4 e7-e6
- 3. Sb1-c3 e7-e5
- 4. c4xd5 e6xd5
- 5. Sg1-f3

Einfacher 5. de5!, d4; 6. Sa4, b5!; 7. cb6; 8. b3, b5; 9. Sb2, Lb4; 10. Ld2, Le3; 11. De2 mit Behauptung des Bauern.

5. . . . . Sbs-c6  
6. g2-g3 . . . . .  
Gut und sicher ist der Versuch jedenfalls. In Betracht kommt jedoch noch (weil Schwarz nicht 5. . . . . Sf6! geantwortet hatte) 6. de5!, Sf6; 7. Le3, Da5; 8. a3, Se4; 9. Te1, Le6; 10. Da4! zc. mit Behauptung des Bauern.

Es hierbei waren die Züge in dem Fortschrittsdiagramm vorgeschrieben.

- 6. . . . . Sg3-f6
- 7. Lf1-g2 e5xd4
- Um 7. . . . . Le6; 8. 0-0, Le7 zc. dürfte zum Ausgleich genügen.
- 8. Sf3xd4 Lf8-c5
- 9. Sd4xb3 Le5-b4
- 10. Lc1-d2 0-0
- 11. 0-0

Wegen der Schwäche des Bd5 steht Weiß gut. Dafür hat Schwarz die offene a-Reihe (Be2 ist auch nicht sehr stark). Erzwungene Gewinnansichten hat Weiß wohl keine.

- 11. . . . . Le8-g4
- Einfacher Lf5! nebst cvent. Se4.
- 12. h2-h3 Lg4-e6
- 13. g3-g4 b7-h5
- Um der Drohung f2-f4-f5 entgegenzutreten.
- 14. g4xb5 Sf6xb5
- 15. e2-e4 Dd8-h4

Ein zweifelhaftes Bauernopfer, damit Sf6 zu vermeiden war.

- 16. So3xd5!
- Figurenangriff mit e45 gestellte dem Gegner starken Angriff.
- 16. . . . . Lb4-d6

- 17. f2-f4 Le6xb3
- 18. Ld2-e1 Dh4-g4
- 19. Dd1xg4 Lh3xg4
- 20. e4-e5 Ld6-b8
- 21. Sb3-c5 g7-g5?

Besser war 21. . . . . a6 nebst cvent. La7.

- 22. Sc5-e4! Lg4-e2
- 23. Tf1-f2 Le2-c4
- 24. Se4xg5 Tf8-d8
- 25. Lg2-f3

Maroczy gibt hier 25. Se3!, Le6; 26. Lf3, Sg7; 27. Se4 zc. als Gewinnweg an.

- 25. . . . . Le4xd5
- 26. Lf3xb3 Lb8-c7
- 27. Tf2-h2 Le7-b8†
- 28. Le1-f2 Sc6-d4
- 29. Ta1-d1

Besser war den Ba2 zu deden.

- 29. . . . . Ld5xa2
- 30. Sg5-e4 Sd4-f5!
- Dies bede alle Gelehrten.
- 31. Se4-f6† Kg8-f8
- 32. Sf6-d7† Kf8-c7
- 33. Sd7xb6 a7xb6
- 34. Lf2xb6

Besser zuerst Turmtausch.

- 34. . . . . Td5xd1†
- 35. Lh5xd1 La2-d5
- 36. Th2-d2 Ta8-g8†
- 37. Kd1-f2 Ke7-c6

Die Partie im 71. Zuge Remis.